

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band:	81 (1977)
Heft:	5
Artikel:	Johanna Spyri : 12. Juni 1827 - 7. Juli 1901 : eine Würdigung zu ihrem 150. Geburtstag
Autor:	Liebi, Agnes / Spyri, Johanna
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-317829

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johanna Spyri

12. JUNI 1827—7. JULI 1901

EINE WÜRDIGUNG ZU IHREM 150. GEBURTSTAG

Von Agnes Liebi

«*Die jungen und alten Leute, die sich an den hellen Frühlingsblüten ihrer Dichtung freuen, denken freilich nicht an die geheimen Schmerzen, aus deren dunklem Grund jene emporgestiegen sind und woraus sie sich mit verborgenen Wurzeln nährten. Nur der feinsichtigste Beobachter entdeckt darin etwas von den Geheimnissen ihres eigenen Ich. Doch sagt sie selbst, dass für den, „welcher lesen kann, die Geschichte meines Lebens und meiner Seele enthalten ist in allem, was ich geschrieben habe“...»*

Wer versucht, heute ein Bild Johanna Spyris zu zeichnen, übernimmt eine schwere Aufgabe. Sie selber macht es einem nicht leicht. Ausser ihrem umfangreichen Werk hat sie kaum Privates, Persönliches hinterlassen. Als man sie drängte, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuschreiben, antwortete sie in einem Brief: «*Die heutzutage so grosse Sucht, noch bei Lebzeiten der Menschen Biographien zu schreiben, ist mir schrecklich. Welch einen Eindruck muss ein solches Buch auf den Betreffenden machen. Wahr können sie ja nie sein.»*

Der Dichterin zeitlich und örtlich näher Stehende schrieben Lebensskizzen. Eine wissenschaftlichen Kriterien standhaltende Biographie gibt es bis heute nicht. Neben wenigen, unbestrittenen Tatsachen bleibt vieles im Dunkel. Einige Züge, die mir bei der Begegnung mit Johanna Spyris Werk wichtig geworden sind, werde ich im folgenden beleuchten, hoffend, recht viele Leser zu bewegen, sich selbst zu befassen mit einem Werk, das zu Unrecht oft als antiquiert und verstaubt dargestellt wird.

DIE QUELLEN

In einem kleinen Altstadtbau mit vielen steilen, blankgebohrten Treppenstufen befindet sich am Predigerplatz 18 in Zürich das *Johanna-Spyri-Archiv*. Wer Literaturarchive anderer Staaten kennt, etwa das Schiller-Nationalmuseum in Marbach oder das grosse Goethe-Archiv in Weimar; wer weiss, mit welcher Akribie in der CSSR Lebensbeschreibungen, Porträts, Werke von Kinder- und Heimatschriftstellern gesammelt, katalogisiert, in hellen, grossen Räumen ausgestellt und jedermann zugänglich sind; wer erlebt hat, wie in Prag sonntags ganze Familien durch das Museum der tschechischen Literatur gehen und ehrfürchtig die Schriftzüge etwa ihrer hochgehaltenen und geliebten Božena Němcová, ganz besonders diejenigen ihres Volksbuches «*Babička*» (Die Grossmutter, Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Zürich, 1959) betrachten, verlässt das Spyri-Archiv, diese von so wenigen getragene und im eigenen Lande kaum zur Kenntnis genommene Stiftung, mit gemischten Gefühlen.

Da ist ein begeisterter Sammler und Literaturkenner am Werk. Dr. Franz Caspar baut das Archiv unentwegt auf. Ein Haus und Idealismus allein genügen jedoch nicht. Es braucht Menschen, die fähig und bereit sind, Geld zu investieren, Literaturwissenschaftler, Arbeitsplätze, jemand, der die Forschung lenkt, jemand, der in geeigneten Räumen kleine, themenzentrierte Wechselausstellungen organisiert und stets von neuem hinweist auf Johanna Spyri.

Danken möchte ich an dieser Stelle Dr. Franz Caspar, der mir Anregungen vermittelte und für diese Arbeit wertvolle Dienste leistete durch die Zusammenstellung der Werke Johanna Spyris (1966) und durch eine Auswahlliste der Sekundärliteratur.

Dem alten Grundsatz folgend, man müsste erst mit dem Werk eines Dichters vertraut werden und später über ihn und über seine Bücher etwas lesen, entschloss ich mich zur Lektüre des gesamten zugänglichen Werks Johanna Spyris, freilich nicht vorurteilsfrei.

Abschnitte aus Standardwerken über Jugendliteratur, Lexikaartikel, manches früher einmal Gelesene, hatten mich überzeugt, dass «*Heidis Lehr- und Wanderjahre*» ihr grosses, eigentlich allein überdauerndes Werk sei. Die vielen andern Titel möchten wohl zur Zeit ihres Erscheinens Berechtigung gehabt haben, seien aber für heutige Kinder teilweise nicht mehr zu verstehen, teilweise auch einfach unzumutbar.

«*Die Nostalgiewelle hat Johanna Spyri noch nicht erreicht*», schmunzelte die Bibliothekarin auf der Landesbibliothek, als ich staunte, weil kein einziges der von mir auf einmal bestellten Bücher fehlte. Ich durfte auch alle mit nach Hause tragen; eine grosse Nachfrage sei nicht anzunehmen.

Systemlos begann ich mit der Lektüre. Schon «*Gritlis Kinder*» nahmen mich gefangen, das einzigartige Verwobensein von Biographie und Literatur, Wahrheit und Dichtung, die sprachlich-stilistische Meisterschaft auch, das Wissen, wie mit einer bestimmten Satzmelodie Charaktere gezeichnet werden können, ohne dass der Leser «*die Absicht merkt und verstimmt ist*».

«*Schloss Wildenstein*» rief Kindheitserinnerungen wach: Mit welcher Begeisterung hatte ich das Buch gelesen und wieder gelesen — und nun, dreissig Jahre später, packte es mich von neuem: Schloss und Schlossgarten, Appoloniens Gestalt, Mäzlis Unerschrockenheit vor dem von allen gefürchteten Schlossherrn, der Züge des Raimund'schen Rappelkopfes trägt... Also doch Nostalgie, Romantik mit Schlössern, gekrönten Häuptern, in Armut lebenden, verkappten Königskindern, die sich am Ende zurückfinden in eine heile, irreale Welt? Es gibt solche Erzählungen bei Johanna Spyri, Geschichten, die ans Märchenhafte grenzen; darin gleichen sie oft alten Volksmärchen, dass der «*Held*», die Hauptperson, einen Weg durchs Dunkel zurücklegt und — meist durch die Anwendung seiner körperlichen, seelischen und geistigen Gaben — zum Licht sich durchringt, oft auf vieles verzichtend, Härten ertragend.

Gehört aber nicht der feste Glaube daran, dass jenseits des Dunkels Licht ist und dass es sich lohnt, in jedem Fall die Mühe der Wanderung auf sich zu nehmen, zum Besten, zum Wichtigsten, was wir unseren Kindern im Hinblick auf ihre eigene Zukunft heute mitgeben können? Gibt es in der modernen Kinder- und Jugendliteratur so viele tapfere, bejahende Bücher, dass wir ohne Schaden aufs Erzählen von Spyri-Geschichten verzichten können? Den Entscheid darüber mag jeder Leser fällen, der ohne Voreingenommenheit sich vertraut machte mit einigen Büchern Johanna Spyris.

JOHANNA HEUSSER — DIE ARZTTOCHTER

«Wenn die Johanna einmal wie ein fröhlicher Sturmwind in unsere Spiele hineinführte, so war ihr gleich alles zu Willen. Sie dirigierte und führte an ohne jegliche Einsprache. Das verstand sich ganz von selbst. — Sie war schon als Kind und halbwüchsiges Mädchen eine ganz positive, willensstarke, wahrhaftige Natur, schnellen Witzes in Rede und Gegenrede, scharfen Verstandes und unbarmherzig aller Leichtheit und Verschwommenheit gegenüber.» (Betsy Meyer)

Das über Kirche und Dorf am sonnigen Hang stehende Doktorhaus auf dem Hirzel öffnete sich vielen und vielem. In mancher Hinsicht muss es dem uns aus der deutschen Literaturgeschichte der Romantik vertrauten Haus *Justinus Kernes* in Weinsberg geglichen haben. Gesunde und Kranke gingen Tag und Nacht aus und ein. Ruhe gab es kaum für den überall zugreifenden, raschen, impulsiven Arzt Johann Jakob Heusser, dessen Name weit herum bekannt war. Ruhe hatte auch nicht seine so ganz anders geartete Lebensgefährtin, die nach innen blickende, sanfte, weiche Doktorsfrau Meta Heusser. Wie oft erlebte es Johanna, wie der Vater Kranke aus dem Konsultationszimmer in Küche oder Flickstube schickte, damit sie hier Lasten ablegten, die nicht in den Bereich des Medizinisch-Wissenschaftlichen passten, nicht durch chirurgisches Eingreifen, durch Pillen, Tropfen, Salben, Umschläge, Bäder zu heilen waren. Anhören, Trösten, Aufrichten, Hilfebedürftigen Zuversicht und Mut machen, das lag der Doktorsfrau besser als ihrem manchmal ungeduldigen Mann. Sie betreit Mütter, die unter Erziehungsschwierigkeiten fast zusammenbrachen. Wo ein Streit zu schlichten war, wurde sie gerufen. Sie begleitete ihren Gatten zu Sterbenden, denen sie, die Dichterin weiterum bekannter, geistlicher Lieder, auf dem letzten Weg beistand.

Es verkehrten im Hirzeler Doktorhaus aber auch viele Gesunde: Geistliche, Gelehrte, Wissenschaftler, Ärzte, Studienfreunde waren gern gesehene Gäste. Im übervollen Haus suchten und fanden sie nicht materielle Genüsse; immer aber wurden sie Teilnehmer an Gesprächen über das Wesentliche des Menschseins, ... «so sammelte sich eine geistige Elite um das Ehepaar Heusser, die ihren Einfluss auf die aufgeweckten Kinder nicht verfehlte.»

Innig befreundet war Meta Heusser mit Betsy Meyer-Ulrich, der Mutter Conrad Ferdinands. Johanna ihrerseits wusste sich dem Dichter und seiner ihm aufopfernd ergebenen Schwester Betsy verbunden, während ihr Bruder Christian, der Naturforscher, sich mit Gottfried Keller wohl verstand. Kein Wunder, dass in einer so lebhaften geistigen Atmosphäre gemalt, gesungen, gedichtet wurde. Man dachte sich Scharaden, Rätsel, Sprüche aus; man malte dazu Bilder, flocht Kränze, feierte Feste. Tante Rägelis selbst hergestelltes Puppentheater regte die Phantasie an: Alter geworden, spielten die sechs Geschwister mit vielen zugezogenen Kamerädeln Theater. Man wagte sich auch an die ganz Grossen: Shakespeare und Goethe. Wer Mühe hat, sich solches Spiel vorzustellen, greife nach Kellers «*Grünem Heinrich*», wo ähnliche Szenen beschrieben werden.

Einen breiten Raum in Johanna Spyris Erzählungen beansprucht die dunkle Seite des menschlichen Lebens: Angst, Verzweiflung, Trauer, Sorge, Kummer, Einsamkeit, Niedergeschlagenheit werden geschildert — und dies so echt, dass mancher Text auch einen heutigen, erwachsenen und kritischen Leser beeindruckt.

Johannas Kinderzeit wurde mehrmals dargestellt. Die meisten Autoren hoben das Sonnige, Heitere, Unbeschwerte hervor. Das Bild der dunklen, ernsten Frau, das wir von Porträts her kennen, taucht erst auf nach dem Tode ihres Sohnes und ihres Gatten.

Eduard Rothemund interpretiert in seiner Abhandlung «*Johanna Spyri und das Mädchenbuch*» das ganze Werk aus dem Blickwinkel dessen, der das Vergegenwärtigen von Kindheitserinnerungen beim Schreiben eines Kinderbuches hoch bewertet.

Ihm folgt auch *Anna Siemsen*. «*Wir wissen nicht viel von Johanna Spyri. Nur dies wissen wir, dass ihre Kindheit ihr ein starkes und bestimmendes Erlebnis gewesen war und dass die Abenteuer, Schmerzen, Aufregungen und Freuden eines Kinderlebens auf dem Lande in ihr weitergewirkt haben, bestimmend und befruchtend.*» «*Alle Geschichten der Spyri stecken voll von... Kindheitserlebnissen, die aufbewahrt werden in einem getreuen Gedächtnis und einem lebendigen Gefühl. Lebendig ist auch die Erinnerung, wie sie als Kind gedacht, wie wunderlich und unverständlich ihr die Erwachsenen vorgekommen sind und wie schmerzliche Missverständnisse das unbegreifliche Reden und Tun dieser Erwachsenen hervorrief.*»

Mir fielen vor allem zwei Merkmale auf: Johannas Drang nach draussen, der sie auch in ihrem hohen Alter noch reisen liess, und ihre Feinfähigkeit für Beziehungen der Menschen ihrer Umgebung untereinander. Was Hanneli einmal zu den ersten Veilchen, dann in die Erdbeeren, ein anderes Mal an die Sihl ruft, darf sicher positiv gedeutet werden als kindliche Naturliebe. Sehr wohl möglich wäre es aber auch, dass der Wunsch, das Haus zu verlassen, das Sichvergessen im Freien, oft auch Flucht darstellt. Entsetzliche Szenen müssen sich abgespielt haben, wenn die vom Vater im eigenen Haus

hospitalisierten, beobachteten und behandelten, von der Mutter betreuten Gemüts- und Geisteskranken von Zeit zu Zeit schrien, um sich schlügen, mit Dämonen rangen — oder auch wochenlang, wie Justinus Kernes «Seherin von Prevorst», reglos in ihren Betten lagen, jeden Kontakt zur Aussenwelt verschmähend.

Neben der Behandlung psychischer Krankheiten war Johann Jakob Heusser zu seiner Zeit ein sehr geachteter Spezialist für Amputationen. Wir tun gut daran, uns zu vergegenwärtigen, dass man zu dieser Zeit chirurgische Eingriffe aller Art ohne Narkose, ohne jegliche Anästhesie durchführte. (Narkosen mit Äther wurden 1846 erstmals gemacht, solche mit Chloroform 1847.) Unsägliche Schmerzen wurden unter dem Dache des Doktorhauses gelitten. Wie muss ein sensibles Kind mitgelitten haben!

Als Kleinbauernsohn hatte sich Johann Jakob Heusser unter schwersten Opfern sein Medizinstudium erkämpft. Durch eigene Erfahrung hatte er sein Wissen und Können erweitert und vertieft. Sein berufliches Interesse, sein ärztliches Ringen mit der Krankheit beanspruchten in seinem Alltag so viel Raum, dass Frau und Kinder sich nicht selten beiseite geschoben vorkamen. Beispielhaft dafür mag die Tatsache sein, dass die Familie Heusser Weihnachten nicht am 24. oder 25. Dezember feierte, sondern dann, wenn der Vater Zeit hatte, wenn er sich um keinen Kranken mehr kümmern musste.

Dass seine Frau und seine Schwägerin die im Hause hospitalisierten Kranken pflegten, war für ihn selbstverständlich. Auch die Kinder wurden einbezogen in diesen Klinikbetrieb. Meta Heusser, die so stark dem Kontemplativen verpflichtete Frau, fühlte sich, gleich ihrer Schwester, Tante Rägeli, zeitweise überfordert; sicher gelang es den beiden Frauen nicht immer, die Ziele des ehrgeizigen Arztes ganz zu den ihnen zu machen. Entstehende Spannungen konnten der sensiblen Johanna nicht verborgen bleiben, auch wenn die Frauen ihre Arbeit klaglos verrichteten.

Die letzten Feststellungen dürfen keineswegs als Anklage gegen Johann Jakob Heusser verstanden werden. Er liebte seine Frau, wusste um ihre besonderen, von den seinen so sehr unterschiedlichen Gaben. Er achtete ihr Verwurzelte sein im Religiösen, zu dem er selber erst gegen den Schluss seines Lebens hin den Zugang fand. Metas Dichten förderte er zwar nicht, liess sie aber gewähren. Ihre vielseitige Korrespondenz konnte die Frau Doktor mit ausführlicher Sorgfalt beibehalten. Auch sorgte Johann Jakob Heusser dafür, dass seine überbelastete Frau von Zeit zu Zeit in die Ferien fuhr, etwas damals keineswegs Selbstverständliches.

Musste, sich mit den Kindern zu beschäftigen, hatte der Vater wenig. Oft wirkte er auf sie rauh und barsch. Dennoch beobachtete er ihre Entwicklung und mühete sich, keines der sechs aus den Augen zu verlieren. Wenn er Kranke in der weiteren Umgebung besuchte, durfte ihn stets das eine oder andere in der Doktorchaise begleiten.

Vater und Mutter spürten, dass die Dorfschule für das aufgeweckte Kind zu wenig Anregung brachte. Johanna gibt dazu autobiographische Hinweise in der Volkserzählung «*Ein Blatt auf Vronis Grab*». «*Dieses alte Haus war das Schulhaus, wo ich mit den Kindern des Dorfs meinen ersten Unterricht empfing, der weniger darin bestand, dass uns gegeben wurde, was wir brauchten, als darin, dass wir nehmen konnten, was wir wollten, und ich wollte wenig. Wenn ich ungefähr wusste, um was es sich handelte, damit ich eine ungefähre Antwort bereit hätte, wenn ich befragt würde, so war ich zufrieden. Da ich den äussersten Platz auf unserer Bank nahe am Fenster hatte, so schaute ich meistens über die grüne Wiese hin, wo der Sonnenschein so warm am Boden lag und wo die weissen Schmetterlinge so wonnig in die Luft flogen — und weiter hinaus nach dem schmalen Wiesenwege, der den Hügel hinunterführte, unter den Eschen durch, wo der Wind so herrlich über einem rauschte. Wenn man nur darunter stünde!*»

Die besorgten Eltern Heusser veranlassten, dass die beiden Töchter in der Folge beim Hirzeler Pfarrer mit dessen eigener Tochter unterrichtet wurden. Dieser Lehrer erschloss den Mädchen vor allem die Welt der grossen Dichtung, indem er ihnen Schillers und Uhlands Balladenwelt nahebrachte. Ans Selber-Schreiben dachte Johanna Spyri damals noch nicht. «*Man sollte ja überhaupt nichts schreiben, bevor man fünfzig Jahre alt ist*», pflegte sie zu sagen, wenn ihr von „poetischen Mägdelein“ gar so viel und gar so grüne Manuskripte eingesandt wurden.

Alles, was sie — etwas vor fünfzig beginnend — geschrieben hat, kommt aus eigenem, innerem Erleben. Dabei spielen, zuweilen über-, zuweilen miteinander, zwei Bereiche eine wichtige Rolle in ihrem Erzählen: Krankheit und Aussenseitertum. — Beides hat sie in ihrer Kindheit erlebt, erlitten: körperliche und seelische Leiden, das Gefühl des Andersseins, des Ausgeschlossenwerdens. Wo immer Johanna Spyri Krankheit und Genesung darstellt, wirken ihre Aussagen echt. Beispielhaft dafür seien die Personen aus der Heidi-Geschichte genannt: der Alpöhi mit seinen autistisch anmutenden Zügen, die Hysterie Fräulein Rottenmeiers, die Blindheit der Grossmutter, die Lähmung Klaras, das nach und nach schwermüsig werdende Heidi.

Für Aussenseiter, besonders für unangepasste kindliche Verhaltensweisen, hatte sie ein feines Sensorium. Einfühlend schilderte sie deren Geschichten. Zur Veranschaulichung sei erinnert an die Erzählung «*Einer aus dem Hause Lesa*». Hier identifiziert sich die Schriftstellerin mit Vinzis Mutter. Sie verteidigt den hochmusikalischen Knaben gegen die starren Auffassungen seines Vaters und unterstützt alles, was die Entwicklung Vinzis zum Musiker fördert.

MUTTER UND SCHRIFTSTELLERIN

Anfangs der vierziger Jahre hielt sich Johanna erstmals länger in Zürich auf. In der Familie einer Tante sollte sie — so schreibt sie selber — «auch einmal etwas pünktlich, nicht nur ungefähr erlernen.»

1843, nach ihrer Konfirmation, weilte sie in Yverdon. Sie fühlte sich im Welschland wohl. Die «etwas störende Rauhheit ihrer Natur» jedoch, die sich «in französische Grazie» hätte verwandeln sollen, behielt die Oberhand. «Besonders eine Eigenschaft hatte man ihr gar nicht abschleifen können, weil sie aus dem Kern ihres Wesens herausgewachsen war: die Neigung zu rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, die, wie es ihrer Mutter schien, manchmal mit der noch höher zu stellenden Nächstenliebe in Konflikt geriet.»

Eine glückliche Zeit verbrachte Johanna in Chur bei der Familie Flugi, mit deren vier Töchtern und drei Söhnen sie sich aufs engste befreundete. Sie nannte später, als sie, bei einer Freundin in Jenins weilend, die ersten Gedanken zu Heidi ordnete, jene frühen Bündner Aufenthalte «ihre schönsten Sturm- und Frühlingstage».

Das Naturhafte, Spontane in Johannas Wesen mag es gewesen sein, was anziehend wirkte auf Johann Bernhard Spyri, den stillen, schüchternen Freund ihres Bruders. Meta Heusser hätte zu gerne eine ihrer Töchter als Pfarrfrau gesehen. Als sich Bernhard Spyri um Johanna bewarb, war er Advokat und Redaktor der «Eidgenössischen Zeitung» in Zürich. Johanna kannte und verstand den Herzenswunsch ihrer Mutter. In der kleinen Erzählung «Aus dem Leben eines Advokaten» stellte sie später ihre Haltung zum Beruf des Ehemannes dar; sie lässt diesen nämlich fragen: «Kann man denn nicht in jedem Beruf ein Apostel der Liebe und des Friedens sein?» — Unschuldige und Verfolgte wollte er schützen, Frieden stiften, Menschen miteinander versöhnen. Johannas Wunsch war, ihm dabei zu helfen. Angezogen wurde sie, die überaus Belesene — mit dem Werk Lessings, Goethes, aber auch mit demjenigen der «modernen» Droste bekannt —, durch die Aussicht, am geistigen Leben der Stadt teilnehmen zu können. Als Gattin des Redaktors Bernhard Spyri standen ihr die Türen zu Gesellschaft und Kultur offen.

Ihr Mann war zu dieser Zeit ein enthusiastischer Förderer des in Zürich weilenden Richard Wagner. Konzerte, Theateraufführungen, Vorlesungen im Privatkreis wurden veranstaltet. Wagner schrieb an einen Bekannten, dass er zu seinen Wegbereitern Bernhard Spyri zähle, einen «jungen Advokaten, offenherzig, sehr empfänglich, enthusiastisch, ergeben». Es gelang dem Musiker freilich nicht, auch Johanna zur Verehrerin zu machen. Sie mag seine Bedeutung erkannt haben; der Meisterkult aber, das geniale Gehabe und Wagners Privatleben, über das Frau Mathilde Wesendonck bei Johanna Spyri klagte, waren nicht angetan, ihre Sympathie zu gewinnen.

Auch kam ihr manches, was sie in Theater, Konzert und Gesellschaftsleben erfuhr, reichlich banal und hohl vor. Oft glich sie in den drei ersten, kinderlosen Jahren ihrer Ehe dem in grauen Stein-

häusern eingesperrten Heidi in Frankfurt, das sich sehnte nach dem freien Leben auf der Alp, nach Sonnenuntergängen, Blumenduft, Tannenrauschen. «*Ich bin ein rechtes Erdenkind, und ich ziehe meine Nahrung aus der Erde heraus.*»

Sie selber hätte sagen können, was sie Sina in den Mund legt, die den Ausruf eines Jugendfreundes «*wer doch immer hier leben könnte*» beantwortet: «*Ja, aber man müsste eine Tätigkeit haben, die alle Kräfte in Anspruch nähme und die Tage befriedigend ausfüllen würde. Aber wie hier zur vollen Ausnützung seiner Kräfte kommen? Es ist kein Feld da, sie zu entfalten, und nur feiern und geniessen kann man nicht. Das Schönste verliert seinen Reiz, wenn nicht Arbeit den Genuss erwünscht macht. Ich habe einen rechten Durst nach einem weiten, grossen Arbeitsfeld, das alle meine Kräfte fördert.*»

1855 wendete sich ihr Geschick. Der kleine Bernhard Diethelm erfüllte ihr Leben mit neuem Sinn. Er war ein Kind, «*dessen reiche, früh hervortretende Anlagen in den Eltern die schönsten Hoffnungen wecken mussten. Von der Mutter, der er im übrigen wenig glich, besass er die Gabe, sich leicht und treffend auszudrücken, so dass später seine Freunde immer mit grösstem Vergnügen seinen ... Erzählungen lauschten. Auch zu illustrieren verstand er seine humorvollen Berichte; am stärksten aber war das musikalische Talent.*» Der kleine Bernhard wuchs ohne Geschwister auf. «*Um so energischer machte er seine Ansprüche an die Mutter geltend, die mit Leib und Seele zu ihrem Kleinen gehörte.*»

Nach Aufgabe seiner Stelle als Redaktor wurde Bernhard Spyri Rechtskonsulent der Stadt. 1868 übernahm er den verantwortungsvollen Posten des Stadtschreibers. Damit verbunden war die Übersiedlung der Familie ins altärmliche, geräumige Stadthaus. In ihrer Weise liebten Vater, Mutter und Sohn das turmähnliche Gebäude mit den treppenförmigen Giebeln aus dem 16. Jahrhundert. Hier empfing Johanna ihre Gäste, hier begann sie auch zu schreiben, erst ganz für sich, «*mehr subjektive Erinnerungen aus ihrem Leben*». Diese ersten Erzählungen wurden später gesammelt und herausgegeben unter dem Titel «*Aus meinem Leben*».

GESCHICHTEN FÜR KINDER UND SOLCHE, DIE KINDER LIEBHABEN

«*Zu meinen „Jugendschriften“ kam ich dann ... durch eine kleine Nichte, die mir erklärte, die grossen Leute hätten nun wirklich einmal genug Bücher, ich solle lieber für die Kinder erzählen. So schrieb ich „Heimatlos“, und da das Büchlein sich junge und alte Freunde gewann, schrieb ich fröhlich weiter ...*» Das Wort «fröhlich» macht stutzig. Das Jahr 1884 brachte unsagbares Leid über Johanna. Eine Zeitlang schien auch ihre kraftvolle Natur bis in die tiefsten Wurzeln erschüttert. Nacheinander entriss ihr der Tod im Mai den einzigen Sohn, vor Weihnachten den Gatten. Auch musste sie Umschau halten nach einer neuen Wohnung: Im folgenden Jahr fiel ihr gelieb-

tes Stadthaus am Ausfluss der Limmat den neuen Quaianlagen zum Opfer.

Sechzig Jahre zählte die Frau, deren Familiengrundlage zusammengebrochen war. Sie stand vor der Frage, ob, wo und wie sie ihr Leben neu aufbauen sollte. — Das «Ob» beantwortete sie mit Worten ihres Lieblingsdichters Lessing, die auf sie zutrafen:

«Sie sprach mit sanfter Stimm': Und doch ist, doch war auch Gottes Ratschluss das! Wohlan! Komm, übe, was du längst begriffen hast... Steh auf! Ich stand und rief zu Gott: Ich will! Willst du nur, dass ich will!»

In den Escherhäusern am Zeltweg richtete sie ihre neue Wohnung ein. Sie reiste gern und viel und behielt bis ins hohe Alter eine grosse Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit. Kein Besuch bei Einsamen und Kranken war ihr zu viel. Sie trat auch in die Aufsichtsbehörde der neu organisierten, höheren Töchterschule ein, «der sie lange Zeit lebhaften Anteil bewies, sich freilich weniger für Kommissionssitzungen interessierend als für die Mädchen persönlich und deren Unterricht, an dem sie häufig teilnahm».

«Was ihr die Witwenstube erhellt, war eine schöpferische Phantasie.» Wie Grossmamma Sesemann versuchte die alternde Johanna Spyri als Schriftstellerin, Erstarrtes zu lösen, Verkehrtes zu wenden, Kinderquälerei aufzudecken, auf ihre Folgen aufmerksam zu machen und aufzurufen, der Kindheit ihr Recht und ihre Würde zu geben.

Literaturauswahl (Sekundärliteratur)

- Bleuler-Waser, Hedwig: Johanna Spyri. Die Schweizer Frau, hrsg. Gertrud Villiger-Keller, Neuenburg 1910
- Caspar, Franz: Johanna Spyri, Jugendschriftstellerin, Johanna-Spyri-Stiftung, Zürich 1968
- Doderer Klaus und Ingrid: Johanna Spyris «Heidi», hrsg. Klassische Kinder- und Jugendbücher, Beltz, Weinheim 1969
- Frey, Adolf: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke, Stuttgart 1900
- Lipp, Elise: Über einige Jugendschriftstellerinnen, Bericht der Töchterschule Basel, Basel 1891
- Nils, Maria: Betsy. Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers, Frauenfeld 1943
- Paul-Ulrich, Marguerite: Johanna Spyri. Ein Lebensbild, Zürich 1927
- Rothemund, Eduard: Johanna Spyri und das Mädchenbuch, Jugendbücher der Weltliteratur, Reutlingen 1952
- Siemsen, Anna: Johanna Spyri. Der Weg ins Freie, Frankfurt 1950
- Ulrich, Anna: Johanna Spyri, Erinnerungen aus ihrer Kindheit, Zürich und Gotha, 1920
- Hans Belart: Richard Wagner und Johanna Spyri, Die Musik, Heft 9, 1902

Die meisten hier genannten Werke sind nicht mehr im Buchhandel erhältlich. Sie können aber eingesehen werden im Johanna-Spyri-Archiv in Zürich. Sie werden fast ausnahmslos ausgeliehen durch die Schweizerische Landesbibliothek in Bern und durch die Zentralbibliothek in Zürich.